

Ruf und Echo

Ich möchte eine Geschichte erzählen über ein Mädchen namens Benni, das von klein auf viele schlimme Erfahrungen machen musste. Mit 9 Jahren ist sie so verhaltensauffällig, so gewalttätig, dass keine Betreuungseinrichtung, keine Wohngemeinschaft, keine Schule, keine Pflegefamilie sie mehr aufnehmen will. Bennis eigene Mutter ist mit dem Leben überfordert und schafft es nicht, die Liebe zu ihrem Kind in geordnete Bahnen zu lenken. Die Mutter kommt nicht, wenn sie sich zum Besuch ankündigt, sie verspricht Dinge, die sie nicht halten kann und die Wut und Verzweiflung des Mädchens werden immer größer. Einmal entdeckt Benni eine Stelle im Wald, wo sie ihr eigenes Echo hören kann. Sie beginnt zu rufen: „Mama! Mama“, herzerreißend, immer eindringlicher, immer lauter, immer wieder: „Mama! Mama“. Doch alles, was zurückkommt, ist der Nachhall ihrer eigenen Stimme. Ihre tiefe Sehnsucht nach mütterlicher Geborgenheit, nach Aufgehobensein bleibt unerfüllt.

Wir kennen das: wir stehen an einem Punkt in unserem Leben, wo wir verzweifelt rufen, doch wir hören nur unser eigenes Echo. Wir würden uns wünschen, dass es jemanden gibt, der uns tröstet, der auf uns wartet, uns in den Arm nimmt, der sagt, ich höre dich, ich bin für dich da. Doch wir bleiben allein und ungehört. Manche werden an diesem Punkt wütend, manche verzweifeln, manche verstummen. In früheren Zeiten ließ man ein Baby nicht selten so lange schreien, bis es von selbst aufhörte, weil es die Hoffnung aufgegeben hatte, weil keiner kommt. Manche haben diese sogenannte Erziehungsmethode vielleicht selbst erlebt. Was lernen wir aus einer solchen Erfahrung? Wir lernen, unsere Gefühle, unsere Bedürfnisse, unsere tiefen Sehnsüchte zu unterdrücken, weil der Schmerz zu groß ist. Wir lernen wegzuschauen – bei uns selbst und bei anderen.

Und es stimmt ja: es ist anstrengend, hinzuschauen. Wer steckt hinter der gut geschminkten Maske, was ist hinter den schönen Fassaden? Wir haben Angst, es zu sehen: das Leid, das Dunkle, den Schatten, womöglich uns selbst. Wie ehrlich sind wir mit uns und mit den anderen? Wie oft denken wir „Das kann nicht gutgehen“ und unternehmen nichts, damit es vielleicht doch noch gutgehen kann? Woher kommen die blauen Flecken bei einem Kind? Warum riecht der Kollege schon am Vormittag nach Alkohol? Was bedeuten die lauten

Geräusche in der Nachbarwohnung? Warum ist die Frau im Frühzug so unglücklich? Warum sind wir so unglücklich? Wieviel von unserem Leben ist Hochglanz-PR und wieviel ist echt? Warum wollen wir immer perfekt sein? Wieviel kostet uns das? Glauben wir, dass wir den anderen nicht zumutbar sind, wenn es uns schlecht geht? Warum sagen wir auf die schnell hingeworfene Frage „Wie geht’s“ so oft „Danke, gut“, obwohl uns in Wahrheit vielleicht zum Weinen ist?

Wir schauen nicht hin, sondern wir schauen auf unser Smartphone und in unseren Laptop, wir schauen fern, oder wir schauen beim Fenster hinaus. Wir schauen weit weg, weil uns das Naheliegende zu nahe geht, uns anrührt und uns eigentlich zum Handeln auffordert. Doch wir können uns nicht entschließen. Es fehlt uns der Mut. Wir sagen uns, das ist nicht so wichtig, ich habe keine Zeit, damit will ich nichts zu tun haben oder ich habe andere Sorgen. Dann kaufen wir uns was Schönes, belohnen uns, lenken uns ab. Aber etwas in uns bleibt leer und unerfüllt, trotz der ganzen Fülle, die uns umgibt. Wenn wir ehrlich sind, spüren wir das, aber wir schauen weg. Wir bleiben lieber in der Komfortzone.

In Bennis Umgebung gibt es viele Menschen, die nicht wegschauen. Betreuer, Lehrerinnen, die Frau vom Jugendamt, Psychologen – sie alle versuchen nach Kräften, Benni zu helfen. Doch sie stoßen dabei schmerzhaft immer wieder an ihre eigenen Grenzen. Zu schwer sind die Verwundungen in Bennis Seele. Nüchtern betrachtet könnte man sagen, alle scheitern an ihr. Kann man aber sagen, dass ein Mensch scheitert, wenn er sein Bestes versucht? Ich würde sagen nein, denn wer etwas tut, um zu helfen, der riskiert immer. Er geht aus sich heraus, verlässt den sicheren Boden. Ohne dieses Risiko, ohne die konkrete Tat, kann ich zwar den Misserfolg vermeiden, es kann aber auch das Gute nicht in die Welt kommen. Nur wer nichts tut, kann auch nicht scheitern. Unser Zusammenleben klappt aber besser, wenn alle Menschen immer ein bisschen mehr tun, als sie müssten. Das unterscheidet uns Menschen von den Maschinen. Denn im tiefsten Inneren wollen wir nicht nur funktionieren, wir wollen auch etwas für unsere Seele tun und für die Seele der anderen Menschen. Ich will nicht glauben, dass wir nur für den eigenen Vorteil leben, ich will glauben, dass wir mitfühlende Wesen sind, die spüren, dass alles Lebendige schicksalhaft miteinander verbunden ist.

Die von mir beschriebene Benni ist eine Figur aus dem Kinofilm „Systemsprenger“, der mich sehr betroffen gemacht hat. Der Film ist so realistisch, dass er schwer auszuhalten ist: er schaut eben nicht weg, sondern schaut genau hin, bleibt mit der Kamera drauf, legt die Finger in die wunden Punkte unserer Gesellschaft. dorthin, wo der Müll unserer Wohlstandsgesellschaft landet, wo sich all jene Menschen ansammeln, die unserer Aufmerksamkeit entgangen sind. Möglicherweise sind viele dort, weil zu viele von uns zu oft weggeschaut haben.

Am Ende des Filmes soll Benni als letzter Ausweg nach Afrika fliegen, zu einem Auslandsprojekt für besonders schwierige Jugendliche. Am Flughafen reißt sie sich los, läuft davon, sie läuft und läuft bis auf das Dach des Gebäudes, wird immer schneller, hebt ab und lächelt. Sie springt. Wohin sie springt, das bleibt offen.

Ja, es ist oft nicht auszuhalten, das Hinschauen. Wir haben das Schicksal nicht in der Hand. Aber wir haben es in der Hand, dass wir schauen, uns berühren lassen, uns zu einer Handlung leiten lassen. Wir können den Ruf hören. Wir können Echo sein.